Wilde Wogen.

Roman von Ewald August König.

(2. Fortsetzung.)

„Mir und meiner Schwester eilt es damit auch nicht," erwiderte Friedrich, der sich von seinem Groll mehr und mehr hinreißen ließ, „ich sprach nur davon, um Dich zu beweisen—"

„Daß Du in gereizter Stimmung bist, das ist Alles!" fuhr der Apotheker fort. „Du könntest mich auch hineinbringen, dann hättest Du die Folgen zu verantworten."

„Welche Folgen, wenn ich fragen darf?"

„Laß es gut sein, wir wollen unseren Wein in Frieden trinken."

„Du spielst auf die Möglichkeit eines Bruchs an?"

„Wünschest Du ihn?"

„Das sage ich nicht, aber ich würde mich nicht darüber betrüben. Du warst früher anders, Josef! Erinnerst Du Dich nicht mehr der Versprechungen, die Du mir machtest, als Du um Erna warbst? In den ersten Monaten warst Du ein aufmerksamer, zärtlicher Bräutigam, und Erna fühlte sich glücklich; was ist nun so plötzlich zwischen Euch getreten?"

„Vielleicht die Entdeckung daß Erna bereut, mir ihr Jawort, gegeben zu haben."

„Was bringt Dich auf diese Idee?" fragte Friedrich, dem das Blut heiß von der Stirne nach der Schläfe stieg. „Hat sie Dir je ein Wort gesagt, das—"

„Sie ist zu klug, um ein solches Wort zu sprechen, man kann ja auch in den Augen lesen, wenn die Lippen geschlossen bleiben."

„Und ich sage Dir, wenn Erna diese Reue fühlte, so würde sie kein Hehl daraus machen!"

„Dann möchte ich wünschen, daß sie nicht mit anderen Männern kokettirt."

„Das ist eine Lüge!" rief Friedrich so laut, daß die Gäste sich nach ihm umschauten. „Mir scheint, es sollen Gründe gesucht werden; ich will Dir nur sagen, daß diese Mühe unnöthig ist, und daß ich für jede Verleumdung Erna's Rechenschaft fordern werde. Ich erwarte, daß Du morgen die beleidigenden Worte zurücknimmst, — sie machen Dir selbst nur Unehre". Er hatte sich erhoben; ohne seinen Wein auszutrinken, entfernte er sich.

Betroffen blickte der Apotheker ihm nach.

Einige Minuten später trat ein junger Herr ein, dessen äußere Erscheinung sofort den Künstler erkennen ließ. Langes blondes Haar fiel unter dem breitrandigen Hut auf die Schultern hernieder, ein sorgsam gepflegter Henriquatre schmückte das frische Gesicht, in dem die blauen Augen unter buschigen Brauen lebhaft blitzten, und das man hätte schön nennen können, wenn nicht der spöttische Zug um die Mundwinkel so scharf hervorgetreten wäre. Er hing den Hut und den hellgrauen Paletot an die Wand und nahm auf demselben Stuhle Platz, auf dem kurz vorher Friedrich gesessen hatte.

„Hast Du vielleicht mit Salinger einen Wortwechsel gehabt?" fragte er spöttisch. „Er begegnete mir vorhin in einer Aufregung, wie ich sie noch nie an ihm gesehen habe."

„Er ist ein Narr, Hermann," erwiderte Wend achselzuckend, „ich soll die Bräutigamsrolle etwas verliebter spielen; man findet mich plötzlich kalt und kann es sich nicht erklären, daß ich noch nicht an die Hochzeit denke."

„Das ist Alles?" fragte Hermann Geier mit lauerndem Blick. „Was hast Du geantwortet?"

„Daß die Schuld an meiner Braut liege, und daß es mir lieb wäre, wenn sie nicht mit anderen Männern kokettiren wolle."

Der Maler füllte sein Glas und trank es langsam aus, dann strich er das Haar von der Stirne zurück. „Du würdest durch den Bruch nicht verlieren," sagte er.

„Na, na, so leicht gehe ich doch nicht darüber hinweg; Erna ist ein schönes, eingebildetes Mädchen und eine tüchtige Hausfrau."

„Ja, mag sein, aber was ich Dir immer gesagt habe, das sage ich Dir auch heute wieder: sie paßt nicht zu Dir. Sie liebt Dich nicht, Josef, sie nimmt Dich nur, weil Du eine gute Partie bist. Du kennst die Weiber nicht; sie sind so schlau und falsch wie die Katzen, und immer nur auf ihren eigenen Vortheil bedacht. Du bist ein vermögender Mann; die Dich heirathet, hat bis an ihr Lebensende eine sorgenfreie und angenehme Existenz. Hättest eine Andere haben können, eine reiche Frau aus angesehener Familie, statt dessen kannst Du nun auch noch den Schwager ernähren; ich geb' Dir mein Wort darauf, es wird Dir Geld genug kosten."

„Was soll das Hetzen?" fragte der Apotheker ärgerlich, während er den Rest aus der Flasche in sein Glas goß. „Du hast zuerst die Zweifel in mir geweckt; ich würde noch heute auf die Liebe Erna's wie auf einen Felsen bauen, wenn Du mir nicht immer gesagt hättest, sie kokettire mit Anderen."

Der Maler zuckte die Achseln. „Da habe ich den Dank für meine Freundschaft," sagte er mit schneidigem Hohn; „ich hätte mich nicht hineinmischen sollen. Was geht es auch mich an, ob Du betrogen wirst! Du hast ja selbst Augen zum Sehen, und es ist meine Schuld nicht, wenn Dich die Liebe blind macht. Meinetwegen halte morgen Hochzeit; unter Denen, die Dir Glück wünschen, wirst Du mich aber nicht finden, ich kann nicht heucheln. Wenn ich das könnte, stände es besser mit mir, die Kritiker würden mich in den siebenten Himmel erheben, und ich wäre heute schon ein berühmter Mann."

Josef Wend hatte sein Glas ausgetrunken; er berichtigte seine Zeche und knöpfte den Rock zu.

„Den Kritikern gegenüber wäre die Heuchelei angebracht, ich verlange sie nicht," erwiderte er. „Du warst ja selbst einmal in Erna verliebt, ihr Bild hängt noch in Deinem Atelier."

„Vergangene Zeiten!" spöttelte der Maler. „Ihr Bild ist ein Studienkopf, weiter nichts."

„Und doch weigerst Du Dich, es mir zu verkaufen!"

„Weil ich selbst meine Freude daran habe. Vielleicht schenke ich es Dir an Deinem Hochzeitstage, ein festes Versprechen aber gebe ich Dir nicht."

Der Apotheker erhob sich, er sah den lauernden Blick nicht, mit dem der Freund ihn beobachtete. „Du gehst nicht mit?" fragte er, seinen Hut nehmend. „Ich kann nicht länger bleiben, also gute Nacht!"

„Gute Nacht!" Ein höhnisch triumphirendes Lächeln umzuckte Geier's Lippen. Er nahm aus seinem Etui eine Zigarre, die er mit sichtbarem Behagen anzündete. „Geduld!" murmelte er. „Die Saat muß Zeit haben, um zu reifen, sie ist auf fruchtbaren Boden gefallen, das erkenne ich aus den Vorwürfen, die ihm schon gemacht werden. Wenn er sie dennoch zum Altar führen will, dann mag er sich vorsehen; ich gönne diesem faden Gecken das herrliche Mädchen nicht, ich wäre im Stande, ihn auf dem Wege zur Kirche niederzuschießen."

Schlimme Rathgeber.

Der Rechtskonsulent Daniel Geier, der Vater des Malers, war ein vielbeschäftigter Mann; es klang sehr glaubwürdig, wenn man behauptete, daß er außer seinem Hause ein großes Vermögen besitze. Als Referendar im Assessorexamen durchgefallen, ließ er sich als Rechtskonsulent nieder, und einige glücklich durchgeführte Prozesse sicherten ihm bald eine behagliche Existenz.

Das Haus, das er schon vor langer Zeit erworben hatte, bewohnte er allein mit seinem Sohn und einer alten mürrischen Magd, die Küche und Hauswesen zu seiner Zufriedenheit verwaltete; es lag im Mittelpunkt der Stadt an einer ziemlich verkehrsreichen Straße. Im Erdgeschoß befanden sich zwei kleine Bureauzimmer und das Privatkabinet, im ersten Stock die Familienzimmer, in der zweiten Etage das helle geräumige Atelier, und das Schlafgemach Hermann's.

Der „Doktor", wie er von seinen Klienten genannt wurde, war nicht geizig, er hatte alle Räume des Hauses elegant und komfortable eingerichtet; er liebte eine gute Tafel und feine Weine, und bezüglich des Taschengeldes konnte sein Sohn sich nicht beschweren, — auf seine eigene äußere Erscheinung aber legte er nicht den mindesten Werth; sein ganzer Anzug, von dem fuchsigen Zylinderhut bis hinunter zu den plump geflickten Stiefeln mit den schief getretenen Absätzen, war altmodisch und schäbig.

Unter den Klienten, die an diesem Vormittag erschienen, befand sich auch Martin Grimm. Er war, da er ziemlich spät kam, der Letzte, der das Kabinet betrat. „Sie waren mit meinem Vater befreundet, deshalb komme ich zu Ihnen," sagte er. „Sie werden mir am besten Auskunft und Rath ertheilen können. Ich bin der Sohn des ehemaligen Musikdirektors Theodor Grimm, der mit Anna Röder nach Amerika flüchtete. Meine verstorbenen Eltern haben einige Male an Sie geschrieben, ich fand Ihre Antwort auf jene Briefe unter den nachgelassenen Papieren."

Der kleine hagere Mann hatte sich hastig erhoben; er stellte die Schnupftabacksdose, die er in der Hand hielt, auf den Schreibtisch und reichte dem jungen Manne beide Hände. „Herzlich willkommen, Sohn meines Freundes!" erwiderte er. „Deshalb auch kamen Sie mir gleich so bekannt vor, Sie gleichen Ihrem Vater. Bitte, nehmen Sie Platz. Was führt Sie hierher zurück? Auskunft und Rath wünschen Sie von mir? Sie sollen Beides haben."

„Meine Mutter schrieb Ihnen vor Jahren wegen des Testaments, das ihr Vater hinterlassen hatte," nahm Martin wieder das Wort; „sie war in demselben in Folge ihres Bruders vollständig enterbt."

„Ganz recht," nickte der Doktor, „ich konnte in dieser Angelegenheit nichts thun, weil ich keine Vollmacht besaß. Der Kostenpunkt war nicht unerheblich —"

„Und meine arme Mutter besaß damals kaum so viel, daß sie ihr Leben kümmerlich fristen konnte."

„Sie schrieb mir nicht wieder, und die Angelegenheit gerieth dadurch auch bei mir in Vergessenheit. Da indessen Ihre Frau Mutter das Testament nicht ausdrücklich anerkannt hat, so steht es Ihnen heute noch frei, dasselbe anzugreifen."

„Ich habe heute bessere Waffen, um Vergeltung zu üben," sagte Martin, ein Portefeuille erhebend.

„Es scheint schon ein öffentliches Geheimniß zu sein, daß das Fallissement ausbrechen wird?" fuhr er fort.

„Ja, man spricht seit einigen Tagen öffentlich darüber. Gewagte Spekulationen, die fehlgeschlagen sind —"

„Ich weiß es, in meinen Händen ruht das Wohl und Wehe dieses Hauses. Ich bin auch ein reicher Mann geworden, die letzten Lebensjahre meiner Mutter konnte ich — Gottlob! — sorgenfrei gestalten, und erst nach ihrem Tode erfuhr ich aus den hinterlassenen Papieren die Herzlosigkeit ihres Vaters und ihres Bruders. Seitdem dachte ich nur noch an Vergeltung. Ich zog hier Erkundigungen ein, Hugo Röder stand noch fest auf seinen Füßen, vorläufig war ihm nichts anzuhaben. Dann kam die Zeit, in der die Nachrichten ungünstiger lauteten, und ein glücklicher Zufall spielte mir die Waffen in die Hände. Er hatte drüben Wechsel in Zahlung gegeben, die gefälscht waren, ich kaufte diese und eine namhafte Schuldforderung, so daß ich über dreißigtausend Dollars von ihm zu fordern habe."

„Ausgezeichnet!" sagte der Doktor, in dessen Augen eine boshafte Freude aufleuchtete. „Sie wollen diese Forderung geltend machen?"

„Ich habe es bereits gethan."

„Und die Antwort?"

„Sie lautete, wie ich erwartet hatte: ich soll mich gedulden und Zahlungsaustand bewilligen. Dieses Ansinnen habe ich zurückgewiesen, mein Ultimatum lautet, daß ich das Geld bis heute Abend erhalten muß; ist es bis dahin nicht in meinen Händen, so werde ich bis morgen das Haus fallit erklären lassen."

Der Doktor fuhr mit beiden Händen über sein kahles Haupt und nahm dann die Papiere in Empfang, die Martin ihm reichte, und die er mit großer Sorgfalt prüfte. „Es steht fest, daß diese Wechsel gefälscht sind?" fragte er.

„Die Erklärung des Akzeptanten im Wechselprotest beweist das. Zudem hat mein Oheim bereits zugegeben, daß ihm die Fälschung bekannt gewesen sei; er will die Wechsel von einem Hause in Zahlung erhalten haben, das inzwischen fallit geworden ist."

„So muß er noch beweisen, daß jenes Haus und nicht er die Fälschung begangen hat; gelingt ihm das nicht, so bleibt die Schuld auf ihm ruhen, und wollen Sie mir die Führung dieses Prozesses übertragen, so werde ich schon sorgen, daß es ihm nicht gelingen soll. Aber haben Sie auch schon daran gedacht, daß Sie möglicherweise die ganze Summe verlieren können?"

„Ich opfere sie gerne, wenn ich nur meinen Zweck erreiche."

Der Blick des alten Mannes ruhte forschend auf dem gebräunten Antlitz Martin's. „Sie müssen sehr reich sein," sagte er.

„Ich bin es," antwortete Martin ruhig, „der edle Mann, der sich meiner annahm und mir vorwärts half, hinterließ mir später sein ganzes Vermögen; er stand allein in der Welt und betrachtete mich als seinen Sohn. Nun arbeitet das große Kapital für mich, ohne daß ich eine Hand zu rühren brauche — der Verlust dieser Forderung würde mich sehr gleichgiltig lassen."

„Ihr Hauptwunsch geht wohl dahin, den Onkel im Zuchthause zu sehen?"

„Er hat's um meine Mutter verdient," sagte Martin, die Brauen zusammenziehend; „ich habe kein Mitleid mit ihm."

„Schön, ich weiß nun, welchen Weg ich zu verfolgen habe, und daß dies mit aller Energie geschehen soll, darauf dürfen Sie sich verlassen. Es wäre für unsere Zwecke besser gewesen, wenn Sie mich früher besucht hätten, ich würde Ihnen dann abgerathen haben, den Onkel auf die Anklage vorzubereiten. Er wird nun Mittel suchen, den Schlag zu pariren, dadurch wird uns der Angriff erschwert."

„Er kann ja nicht zahlen, er hat weder Geld noch Kredit —"

„Ich spreche nicht davon, sondern von der Wechselfälschung, die für uns in erster Linie steht. Das müßte ihn unvorbereitet treffen; es würde ihn verwirren und vielleicht zu Aussagen verleitet haben, die später als Schuldbeweis gegen ihn benutzt werden konnten."

„Er wird bei der Aussage beharren, die er mir gegenüber sofort gemacht hat: daß er selbst die Wechsel in dieser Form in Zahlung erhalten und von ihrer Fälschung keine Ahnung gehabt habe."

„Er sagt ja, sie sei ihm bekannt gewesen!"

„Er will erst später, nach dem Falliment des anderen Hauses, Kenntniß davon erhalten haben."

„Faule Fische!" spottete der Doktor, während er in seiner ruhelosen Weise mit der Tabacksdose spielte. „Wir wollen das schon klar machen. Kommen Sie unverzüglich zum Staatsanwalt; das Amt des Untersuchungsrichters wird augenblicklich von einem Assessor verwaltet, der scharf ins Zeug geht. Röder muß heute noch verhaftet werden." Er wollte die Papiere vom Schreibtisch aufnehmen.

Martin legte seine Hand darauf. „Mein Wort muß ich halten," sagte er, „ich habe eine Zahlungsfrist bis heute Abend bewilligt, also darf ich erst morgen von meinen Waffen Gebrauch machen."

„Und wenn er zahlt?"

„Er kann es nicht, von dieser Unmöglichkeit sind Sie auch überzeugt. Ich werde morgen früh wieder zu Ihnen kommen, um Ihnen die Papiere zu übergeben und weiter mit Ihnen zu berathen." Er reichte ihm die Hand und ging; es lag in seinem ganzen Wesen eine Entschlossenheit, die dem Doktor nicht gestattete, ihn zurückzuhalten.

Geier nahm mehrere Prisen nacheinander und wanderte in seinem engen Kabinet auf und nieder. „Wenn dieser Prozeß mir an der Nase vorbeiginge, ärgerte ich mich schwarz," brummte er.

Er nahm die Tabacksdose vom Schreibtisch und stieg langsam die Treppen hinauf. Aus dem Atelier seines Sohnes schallte ihm heiseres Lachen entgegen.

Hermann stand vor der Staffelei und arbeitete; in einem Sessel neben ihm saß ein elegant gekleideter und ziemlich junger Herr, der ihm mit stierem Blick zuschaute.

Ein blonder Bart umgab das rothe Gesicht, und das Erste, was dem Eintretenden auffiel, war der Branntweindunst, der das Atelier durchzog.

„Mr. Burton aus New York," stellte Hermann den Fremden vor, „mein Vater, Doktor Geier."

Der Amerikaner erhob sich schwerfällig und grüßte mit einer leichten Verbeugung. „Sehr angenehm!" sagte er heiser. „Haben einen talentvollen Sohn, aber eigensinnig ist er."

„Eigensinnig?" erwiderte der Doktor mit einem fragenden Blick auf Hermann, der die Achsel zuckte.

„Natürlich," fuhr Burton fort, „sehr eigensinnig. Ich bin Kunstfreund und kann gute Preise zahlen, will mich malen lassen, — Herr Maler Geier wurde mir empfohlen, nun komme ich hierher, wir können nicht einig werden, er verlangt mindestens drei Wochen Zeit, ich kann ihm nur acht Tage bewilligen, der Preis ist Nebensache."

„Kannst Du es nicht in acht Tagen fertig bringen?" fragte der Doktor.

„Ich bin kein Dekorationsmaler," brummte Hermann. „Wenn ich ein Bild male, dann muß es auch Kunstwerth besitzen, sonst verzichte ich lieber darauf."

„Well!" nickte der Amerikaner, und wieder erscholl das heisere Lachen, „ich bin auch eigensinnig, entweder in acht Tagen oder gar nicht."

„Dann lieber gar nicht," sagte Hermann, während er zurücktrat, um den Farbeneffekt zu prüfen.

„Das ist noch nicht Alles," nahm Burton wieder das Wort, während er mit seiner zitternden Hand auf einen Studienkopf deutete, der in reichem Goldrahmen an der Wand hing. „Ich sehe jenes Bild, es gefällt mir, ich will es kaufen —"

„Und ich sage dem Herrn, daß es nicht zu verkaufen sei," unterbrach Hermann ihn mürrisch.

„Well, er sagte mir das, aber da es kein Portrait ist, glaube ich es nicht. Was meinen Sie, was ich geboten habe? Tausend Dollars, er lacht mich aus und sagt mir, ich könnte zehntausend vergeblich bieten. Ein Maler sollte doch froh sein, wenn er verkaufen kann."

„Vorausgesetzt, daß er es nöthig hat," spottete Hermann, während er die Farben auf seiner Palette mischte. „Was Ihnen das Bild werth ist, das ist es mir auch werth, ich nage noch nicht am Hungertuche."

Der Doktor schüttelte den Kopf, Master Burton lachte abermals und griff nach seinem Hute.

„Na, Sie besinnen sich vielleicht noch," sagte er, ich wohne im Adler, aber ich verlange heute noch die Entscheidung. Empfehle mich Ihnen, meine Herren." Er warf noch einen Blick auf das schöne, vortrefflich gemalte Bild, dann ging er mit schwankenden Schritten.

„Der Narr!" brummte Hermann, ihm einen zornglühenden Blick nachsendend. „Mit ihren paar Groschen glauben diese Herren Alles erzwingen zu können; wäre er nicht betrunken, ich hätte ihn die Treppe hinuntergeworfen."

Der Doktor hatte eine Prise genommen; er ließ den Blick mit sichtbarem Unmuth durch das elegant und künstlerisch geschmackvoll ausgestattete Atelier schweifen, in dem eine fast peinliche Ordnung herrschte, die den kleinlichen Charakter des Malers bekundete. „Man muß das Geld nehmen, wo man es findet," sagte er, „ich würde ihm innerhalb acht Tagen sein Portrait geliefert haben; wie es ausfiel, war dann seine Sache."

„Nein, das war meine Sache; wenn er das übereilte und deshalb schlecht ausgeführte Bild nicht akzeptirte, konnte ich doch die Wand damit tapeziren und für solche Dekoration war mir sein Gesicht nicht interessant genug. Er soll zu einem Photographen geh'n, der liefert's ihm binnen vierundzwanzig Stunden."

„Dann hättest Du ihm wenigstens den Mädchenkopf verkaufen sollen."

„Das Portrait Erna's? Er kann mir nicht so viel bieten, daß ich mich von ihm trenne."

Der alte Mann hatte sich in den Sessel niedergelassen; er drehte die Dose rastlos in den Händen und sah mit finsterem Blick der Arbeit des Sohnes zu. „Was kann sie Dir noch gelten!" sagte er. „Sie ist die Braut eines Andern —"

„Sie wird es wahrscheinlich nicht lange mehr sein," unterbrach ihn Hermann, „dann trete ich als Freund in meine früheren Rechte wieder ein, und Niemand soll wagen, sich noch einmal zwischen uns zu drängen."

„Bah, sie ist unbemittelt, sie hat keine Familie, die Dir in irgend einer Weise nützen könnte, und darauf muß heutzutage ein Künstler seh'n, wenn er vorwärts kommen will. Ich habe Dir damals schon abgerathen, und ich war herzlich froh, als das Mädchen sich mit einem Anderen verlobte; ich rathe Dir auch heute, schlag' sie Dir aus dem Sinn, Du kannst eine bessere Partie machen."

Damit ging er hinaus, und bald darauf verließ auch Hermann das Haus, um den Wunsch des Vaters zu erfüllen.

Sein Weg führte ihn an der Apotheke Wend's vorbei, er warf einen Blick durch die Glasthüre, und als er den Provisor allein in der Offizin sah, trat er ein.

Peter Gummich, der Provisor Wend's, war ein kleiner, hagerer Mann mit einem bartlosen listigen Fuchsgesicht. Das ehemals blonde Haar, das nur spärlich noch den spitzen Schädel bedeckte, war bereits ergraut, Geiz und Verschmitztheit sprachen aus den scharf markirten Gesichtszügen.

„Sind Sie allein zu Hause?" fragte Hermann jetzt mit einem raschen Blick auf die halb geöffnete Thür des Kabinets.

Der Provisor nickte bejahend und holte unter dem Verkaufstisch eine Flasche hervor, aus der er ein kleines Glas füllte; er schob es dem Maler hin und nahm die unterbrochene Arbeit wieder auf, die darin bestand, daß er einige Arzneien in einer Porzellanschale mischte.

Hermann trank das Gläschen aus und stützte sich auf den Tisch, um dem Provisor zuzuschauen. „Ihr habt doch ein angenehmes und lukratives Geschäft, Ihr Giftmischer," sagte er scherzend. „Neunundneunzig Prozent im Handumdrehen zu verdienen, ist eine schöne Sache."

„Redensarten!" erwiderte Gummich mürrisch. „Was verdient wird, steckt der Prinzipal allein ein."

„Er hat's auch nöthig, die Hochzeit wird ja nun wohl bald gefeiert werden!"

„Dumm genug wäre er dazu."

„Nennen Sie das Dummheit?"

„Hat ein Junggeselle nicht ein freieres Leben?"

„Geschmackssachen, alter Freund," lachte Hermann. „Eine junge Frau bringt Leben ins Haus —"

„Und auch Aerger, ich danke dafür! Die junge Frau wird den Schwachkopf bald unter dem Pantoffel haben und dann natürlich verlangen, daß auch ich nach ihrer Pfeife tanzen soll."

„Das ließe ich mir auch nicht gefallen," erwiderte Hermann, das lange Haar von der Stirne zurückstreichend, „ich kenne die Zukünftige, sie hat ihre Launen."

„Wie alle Weiber!" brummte der Provisor.

„Und weil sie arm ist, ist sie auch anspruchsvoll und eigenwillig, — eine schlimmere Wahl hätte Wend nicht treffen können. Verrathen Sie ihm nicht, daß ich Ihnen das gesagt habe, er sollte überhaupt nicht heirathen."

„Das hab' ich ihm hundert Mal gesagt," entgegnete der Provisor, während er die Arznei in einzelnen Dosen abwog, „er ist der Stärkste nicht, die junge Frau wird ihn rasch unter die Erde bringen."

„Sehr wahr, ich würde ihm rathen, einige Jahre in einem südlichen Klima zu verbringen, damit er seine Gesundheit befestigt. Sie können ja inzwischen die Apotheke verwalten."

„Ich will sie ihm abkaufen, wenn er nicht einen zu hohen Preis fordert."

„Haben Sie so viel Geld?"

„Ich habe vor Jahren einige Tausend Thaler geerbt," sagte der Provisor, „aber es reicht nicht, um eine anständige Apotheke zu kaufen, und in einer Landapotheke auf einem kleinen Dorfe mag ich nicht vegetiren, der Bauerngeruch ist mir verhaßt."

„Da böte sich Ihnen hier die schönste Gelegenheit, Ihren Wunsch zu erfüllen," erwiderte Hermann mit einem lauernden Blick, „schlagen Sie es ihm vor, vielleicht ist er so verständig, die Vortrefflichkeit Ihres Rathes einzusehen. Aber Sie dürfen ihm nicht sagen, daß Sie mit mir darüber gesprochen haben, das würde ihn mißtrauisch machen, um so eher kann ich ihm dann auch denselben Rath geben. Adieu!"

Bald darauf erschien Josef Wend; ein Blick in das umwölkte Gesicht ließ den Provisor erkennen, daß die üble Laune seines Prinzipals sich nicht gebessert hatte.

Der Apotheker ging in sein Kabinet und legte dort Hut und Ueberzieher ab, dann kam er wieder in die Offizin.

„Sie sollten es sich nicht so sehr zu Herzen nehmen," sagte Gummich theilnehmend.

„Was?" fragte Wend barsch.

„Daß Sie heute Morgen wieder Blut husteten."

Das Antlitz des Apothekers wurde noch bleicher; er blickte seinen Provisor starr, mit unverkennbarer Angst an.

„Blut?" sagte er mit zitternder Stimme. „Davon weiß ich ja selbst nichts."

„Dann entschuldigen Sie, daß ich Sie darauf aufmerksam machte. Sie sehen seit einiger Zeit so schlecht aus —"

„Aber ich fühle mich ganz wohl."

„Wirklich?" fragte Gummich mit einem ungläubig forschenden Blick. „Nun, das freut mich."

Der Apotheker las die Rezepte, die auf dem Tisch lagen, und legte sie wieder hin, seine Hand zitterte, er nahm das Lorgnon von der Nase und reinigte die Gläser.

„Sie sagen das in einem sehr seltsamen Tone," erwiderte er, „ich muß doch selbst am besten wissen, ob ich krank oder gesund bin."

„Man weiß das nicht immer, Herr Wend. Man hat einen leichten Husten und achtet weiter nicht darauf, — nachher, wenn man die Krankheit erkennt, ist es zu spät. Ihr Herr Vater war Ihretwegen immer sehr besorgt; er sagte mir mehrmals, die Schwindsucht sei in der Familie erblich, und schon als Kind hatten Sie eine schwache Brust. Ich würde Ihnen das Alles nicht sagen, wenn ich nicht so viele Jahre schon in diesem Hause wäre."

„Aber mein Gott, haben Sie denn schon Symptome bemerkt?" fragte Wend mit wachsender Erregung, während er aus derselben Flasche, aus der der Maler getrunken hatte, ein Gläschen für sich füllte.

„Der Bluthusten ist ein solches Symptom."

„Ich weiß nichts davon."

„Dann rathe ich Ihnen, achten Sie darauf, man kann in solchen Dingen nicht vorsichtig genug sein. Wissen Sie, was ich an Ihrer Stelle thun würde?"

Der Apotheker hatte sein Glas ausgetrunken, er blickte den Provisor voll banger Erwartung an. „Nun?"

„Ich würde einige Jahre im Süden zubringen, in einem milden und angenehmen Klima, und ich würde dort bleiben, bis die kranke Lunge wieder genesen wäre. Sie haben's ja, Sie können es also —"

„Ich kann doch mein Gefühl nicht drangeben!"

„Weshalb nicht, wenn Sie von Ihren Zinsen leben können? Ich will die Apotheke verwalten."

„Daraus kann nichts werden!" unterbrach Wend ihn abermals. „Ich habe meiner Braut gegenüber Pflichten, die ich erfüllen muß."

Der Provisor zuckte mit den Achseln und schüttelte die Arzneiflasche, die er eben gefüllt hatte. „Die Gesundheit ist das höchste Gut," sagte er, „hinge es von mir ab, so würde ich Ihnen das Heirathen verbieten. Achten Sie auf den Rath eines Mannes, der viel erlebt und erfahren hat, — ich meine es gut mit Ihnen!"

„Zum Donner, Herr, ich kann doch nicht mit meiner Braut brechen und hier Alles im Stich lassen?"

„Man kann, was man will," sagte Gummich lakonisch.

Der Apotheker war stehen geblieben, aus jedem Zuge seines Gesichts sprach der Aerger, der in seinem Innern tobte. „Ich muß Sie ersuchen, auf dieses Thema nicht mehr zurückzukommen," sagte er, „ich weiß, was ich zu thun und zu lassen habe, und kann Ihren Rath entbehren. Wenn Sie fertig sind, wollen wir zu Mittag speisen." Er ging in sein Kabinet, wo der Tisch schon gedeckt war.

Peter Gummich sandte ihm einen boshaft triumphirenden Blick nach. „Geduld, das Pulverchen wirkt schon, morgen glaubt er selbst, daß er die Schwindsucht hat," murmelte er, dann folgte er seinem Prinzipal. —

Um die Ehre.

Mr. Burton trat in ärgerlicher Stimmung in den Speisesaal des Gasthofes, als die Gäste bereits zu Tische saßen.

„Es ist noch ein Herr aus New York hier," sagte der Oberkellner, der ihm entgegen kam, „ich habe Ihnen den Platz neben ihm angewiesen, vielleicht kennen Sie ihn."

„Sein Name?" frug Burton kurz.

„Mr. Grimm."

„Well, sehr angenehm, kenne den Herrn."

Martin empfing den Landsmann nicht so freundlich, wie dieser es wohl erwartet haben mochte, er begrüßte ihn kurz und ließ sich in dem Gespräch, das er mit seinem Nachbar über die Wasserstandsnachrichten führte, nicht stören.

Diese Nachrichten lauteten insgesammt beunruhigend, allenthalben waren die Flüsse ausgetreten, ganze Ortschaften überschwemmt, Häuser eingestürzt, Vieh und Menschen verunglückt, und mit kurzen Unterbrechungen strömte der Regen noch immer nieder, — man konnte das Ende der Hochfluth noch nicht absehen.

„Was thun Sie hier?" wandte Burton sich endlich zu Martin, als in dem Gespräch eine Pause entstand.

„Geschäfte," erwiderte Martin. „Und Sie?"

„Meine Geschäfte sind abgemacht, ich befinde mich auf der Heimreise."

„Sie wollen heute noch fort?"

„Nein, ich bleibe noch einige Tage."

„Dann werden Sie wohl noch einige Wochen bleiben müssen."

„Weshalb?"

„Weil das Hochwasser die Verbindung unterbrechen wird. In welchem Hafen wollen Sie sich einschiffen?"

„In Bremen, mein Gepäck ist schon dort, ich habe hier nur noch einen kleinen Handkoffer."

„Man spricht soeben davon, daß die Verbindungen zwischen hier und Bremen bereits bedroht sind," sagte Martin, „da ist Eile dringend geboten."

Burton stierte auf seinen Teller, er rührte die Speisen kaum an, um so eifriger sprach er dem schweren Bordeaux zu.

„Mich bindet hier nichts," erwiderte er, „andererseits habe ich auch Zeit genug, ich könnte also hier bleiben und mein Portrait malen lassen. Der Maler verlangt 3 Wochen, ich wollte ihm die lange Frist nicht bewilligen, nun könnte ich es, das Hochwasser entschuldigt den verlängerten Aufenthalt."

Martin sah ihn forschend an und schüttelte das Haupt.

„Nehmen Sie mir diese offene Bemerkung nicht übel, ich bedaure Ihre junge Frau."

„Weshalb?" fragte Burton, die Brauen hoch emporziehend.

„Weil Sie Ihren Körper ruiniren. Sie trinken zu viel, und nun greifen Sie auch noch zum Morphium: wenn Sie nicht mit aller Energie sich aufraffen, gehen Sie mit raschen Schritten Ihrem Untergang entgegen."

„Ach was, ich habe einen Körper von Stahl," spottete Burton, indem er das volle Glas mit zitternden Hand zum Munde führte. „Ich kann nicht schlafen, das ist Alles, und deshalb muß ich meine Zuflucht zum Morphium nehmen."

„So reisen Sie heim und vertrauen Sie sich drüben einem verständigen Arzte an, das ist der beste Rath, den ich Ihnen geben kann. Drüben müssen Sie arbeiten, und hier gehen Sie müssig; bleiben Sie noch länger hier, so liegen Sie den ganzen Tag im Wirthshaus."

Mr. Burton versank in Nachdenken, die treuherzig gesprochenen Worte schienen doch Eindruck auf ihn gemacht zu haben. „Sie mögen Recht haben," sagte er nach einer langen Pause, während er alle Schüssel hatte vorbeigehen lassen. „Wissen Sie, es fehlt mir an Allem! Geld genug, aber keinen Schlaf, keinen Appetit, keine Ruhe; manchmal meine ich, ich müßte im nächsten Augenblick verrückt werden. Sehen Sie, jetzt tanzen wieder die Mäuse vor meinen Augen, — hol' der Teufel das Ungeziefer."

Martin legte seine Hand fest auf den Arm Burton's, der wieder nach der Flasche greifen wollte. „Sie sind krank," flüsterte er, „bleiben Sie nicht hier, oder noch besser, gehen Sie hier in eine Pflegeanstalt, bis Sie sich wieder wohl fühlen. Ihr ganzes Nervensystem ist zerrüttet, nur Ruhe und strenge Enthaltung von allen geistigen Getränken —"

„Bitte, lassen Sie meinen Arm los", unterbrach Burton ihn barsch, „wenn ich Durst habe, trinke ich, und von den hiesigen Anstalten mag ich nichts wissen. Sie glauben wohl, ich sei schon verrückt?"

„Das nicht, aber —"

„Na ja, es ist gut, ich würde sogleich abreisen, wenn ich das Bild mitnehmen könnte."

„Ihr Portrait?"

„Nein, ich habe bei dem Maler einen Mädchenkopf gesehen, in den ich vernarrt bin. Habe einen anständigen Preis dafür geboten, der Dummkopf will ihn nicht verkaufen."

„Wie heißt der Maler?"

„Geier."

„Ist sein Vater Advokat?"

„Ich glaube wohl, er wurde mir als Doktor vorgestellt."

„Nun, ich kenne diesen Doktor, vielleicht kann ich Ihnen helfen," sagte Martin, „vorausgesetzt, daß der Vater Einfluß auf seinen Sohn hat."

„Well!" nickte Mr. Burton erfreut. „Wollen Sie nach Tisch mit mir hingehen?"

„Ich stehe zur Verfügung, wir nehmen einen Wagen und fahren hin."

„Der Maler ist sehr eigensinnig."

„Sie sind es auch, wie es scheint."

„Ich bin gewohnt, das durchzuführen, was ich einmal begonnen habe," erwiderte Burton achselzuckend. „Wenn der Maler das Bild abgiebt, reise ich heute noch."

„Und giebt er es nicht ab, so überlassen Sie es mir, das Bild zu kaufen und Ihnen nachzusenden," sagte Martin. „Wollen Sie sich hier nicht in Behandlung geben, so kann ich Ihnen die Beschleunigung Ihrer Abreise nicht dringend genug empfehlen."

Sie waren beim Dessert angekommen, Martin beauftragte einen Kellner, für einen Wagen Sorge zu tragen; eine Bierstunde später fuhren sie zum Atelier Hermann's.

Der Maler empfing sie mit unfreundlicher Miene; vergeblich redete sein Vater ihm zu, das Gebot des Amerikaners anzunehmen: er weigerte sich hartnäckig, das Bild zu verkaufen.

Martin bewunderte ebenfalls den schönen Frauenkopf, er errieth sofort, daß es ein Portrait sein müßte, welches dem Maler theuer war.

„Mein Sohn hat heute eine schlimme Laune," sagte der Doktor ärgerlich, als sie die Treppe wieder hinunter stiegen; „wenn er gedrängt wird, giebt er erst recht nicht nach. Man muß ihm Zeit lassen, vielleicht kopirt er das Bild dann giebt er das Original eher ab."

„Wie lange Zeit?" fragte Burton.

„Drei oder vier Wochen; das Bild kann Ihnen ja nachgeschickt werden, ich will Ihnen darüber schreiben, wenn Sie es wünschen."

„Das ist unnöthig," sagte Martin. „Ich bleibe ja so lange hier, ich kaufe das Bild für Sie und bringe es bei meiner Heimkehr mit."

„Das ist noch besser," erwiderte der Doktor, „Ihnen wird mein Sohn das Bild eher überlassen, weil Sie mit mir befreundet sind. Der Prozeß wird morgen beginnen," fuhr er mit gedämpfter Stimme fort, „der Mann kann nicht zahlen, ich weiß es aus sicherer Quelle. Dann aber auch ins Zuchthaus mit ihm!"

Martin nickte schweigend, in den Worten des Doktors lag etwas, das ihn verletzte.

„Was wollen Sie nun thun?" fragte Martin seinen Begleiter, als er mit Burton das Haus Geier's verlassen hatte.

„Well, ich werde heute reisen," sagte Mr. Burton entschlossen. „Der Kourierzug nach Bremen fährt um zehn Uhr heute Abend, und von Bremen fährt das Schiff übermorgen ab. Ich will Ihrem Rathe folgen, aber ich mache Sie dafür verantwortlich, daß Sie mir das Bild bringen."

„Wenn es in meinen Kräften liegt," erwiderte Martin; „zwingen kann ich den Maler nicht!"

Mr. Burton schwieg, bald darauf hielt der Wagen vor dem Hotel. Sie stiegen aus, der Kellner meldete Martin, daß eine Dame ihn zu sprechen wünsche, die später wiederkommen wolle.

Martin nahm von Burton Abschied und ging in sein Zimmer, und als er hier allein war, beschäftigten ihn die Worte des Rechtskonsulenten. Der Ausdruck „Zuchthaus" hatte einen unangenehmen Eindruck auf ihn gemacht. Er war überzeugt, daß Hugo Röder die Wechselfälschung nicht begangen habe, gleichwohl wollte der Doktor sie ihm beweisen und ihn ins Zuchthaus schicken. Durfte er das dulden? Was der Mann auch verbrochen haben mochte, er war doch der Bruder seiner Mutter! Wenn er ihn an den Bettelstab brachte, war sein Haß befriedigt, das wollte er am nächsten Tage dem Rechtskonsulenten sagen; wegen der Wechselfälschung sollte Röder nicht verfolgt werden.

Der Abend dämmerte schon, als ein leises Pochen an der Thüre ihn aus seinem Brüten weckte.

Schüchtern, aber dennoch mit einer Miene voll ruhiger Entschlossenheit trat Hertha ein.

Martin war überrascht: schweigend hielt er den Blick auf sie gerichtet. Das schöne Mädchen war das verjüngte Ebenbild seiner Mutter.

„Ich bin Hertha Röder, Ihre Kousine!" sagte sie.

Er trat auf sie zu und bot ihr die Hand.

„Sie gleichen meiner Mutter," erwiderte er, indem er sie zu einem Sessel führte; mit einer besseren Empfehlung konnten Sie sich nicht bei mir einführen. Schickt Ihr Vater Sie zu mir?"

„Nein, er weiß nichts von diesem Schritt, den er schwerlich gebilligt haben würde," antwortete sie, indem sie sich niederließ und die blauen Augen mit flehendem Blick zu ihm aufschlug. „Sie hassen ihn und wollen ihn verderben; ich habe gestern Ihre Unterrdung mit ihm gehört."

Er wandte das Antlitz ab und verschränkte die Arme auf der Brust; ein trotziger Zug umzuckte jetzt seine Mundwinkel.

„Dann kennen Sie auch die Gründe meines Hasses!" sagte er.

„Gewiß, aber ich finde sie nicht berechtigt. Mein Vater behauptet, er habe die Briefe seiner Schwester nicht anders beantworten dürfen, und ich glaube ihm."

„Das konnte ihn nicht abhalten, seine unglückliche Schwester zu unterstützen und ihr einen, wenn auch nur geringen Theil der Erbschaft zufließen zu lassen; er wußte, daß sie arm und in Noth und Sorgen war."

„Ich will zugeben, daß er dies gekonnt hätte," erwiderte sie, ohne den Blick von ihm abzuwenden. „Aber sind Sie berechtigt, ihn dafür, daß er es unterließ, so schwer zu strafen? Ihre Mutter hat ihm vergeben, und Sie sind reich geworden, weshalb nun noch eine niedrige Rache nehmen, die Sie selbst entehren muß?"

„Wenn Sie an meiner Stelle wären —"

„So würde ich Böses mit Gutem vergelten und feurige Kohlen auf das Haupt meines Onkels sammeln. Ich würde auf meine Rache verzichten, nachdem ich ihm bewiesen hätte, daß sie in meiner Macht lag; das wäre edel gehandelt. Was haben Sie davon, wenn Sie Ihre Rachepläne ausführen? Nur die Genugthuung, Ihren nächsten Verwandten, den das Unglück verfolgte, ruinirt zu haben."

„Sie sind ein guter Anwalt," sagte er, „aber wenn Sie gerecht sein wollten, müssen Sie die Handlungsweise Ihres Vaters schärfer verurtheilen als die meinige."

„Mein Urtheil würde an dem, was er gethan hat, nichts mehr ändern. Sie aber kann ich jetzt noch warnen vor einer Handlung, die Sie sicherlich bereuen würden. Wissen Sie, was geschehen wird, wenn Sie jene niedrige Rache üben? Mein Vater wird den Verlust seiner Ehre nicht überleben, Ihr Gewissen erspart ihnen den Vorwurf nicht, daß Sie sein Mörder seien, und dieser Vorwurf heftet sich an Ihre Fersen, so lange Sie leben."

„Glauben Sie, mich damit zu erschrecken?"

„Das ist nicht meine Absicht; ich zeige Ihnen nur die Folgen Ihrer Rachsucht, die wahrlich nicht von edler Gesinnung zeugt," sagte sie, ihn ernst und voll anblickend. „Ich würde Ihnen bis an mein Lebensende dankbar sein, wenn Sie meine Bitte erfüllen wollten, und auch mein Vater, beschämt durch Ihre Güte, würde Ihrer stets mit Dank gedenken als eines edlen Gegners, der an Hochherzigkeit ihn so sehr überragt."

„Und ich selbst sagte mir am Grabe meiner Mutter, daß ich ein schlechter Sohn sei," erwiderte er bitter.

„O, nicht doch, wenn Ihre Mutter eine edel denkende Frau war, dann wird sie noch im Himmel Freude haben über die Hochherzigkeit ihres Sohnes."

Er war näher getreten, er stand vor ihr; der Ausdruck seines Gesichtes sagte ihr, daß in diesem Moment alle Bitterkeit aus seiner Seele geschwunden war. „Meine Mutter war eine edle Frau," sagte er tief bewegt. „Ich glaube, Sie gleichen ihr nicht nur in der äußeren Erscheinung, sondern auch innerlich. Glücklich der Mann, dessen Gefährtin Sie einst sein werden!"

Sie schlug die Augen nieder, eine leichte Röthe übergoß ihr Antlitz. „Unter den jetzigen Verhältnissen darf ich mich mit dem Gedanken an meine eigene Zukunft nicht beschäftigen," erwiderte sie.

„Würden Sie mir diese Sorge anvertrauen, wenn ich Sie darum bäte?"

Hertha erhob sich, ihre Wangen hatten sich dunkler gefärbt und es lag ein herber Zug um ihre Mundwinkel.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gemetzel zu Rock Springs.

Der in Philadelphia ansässige chinesische Kaufmann Sam Lung war auf einer Rückreise von San Francisco theilweise Augenzeuge des jüngsten Chinesengemetzels zu Rock Springs, Wyoming, und erzählt darüber Folgendes:

Etwa 17 Meilen westlich von Rock Springs hielt unser Zug plötzlich an. Als ich hinausblickte, um die Ursache des Aufenthalts zu entdecken, sah ich über 30 meiner Landsleute vom Gebirge herab auf uns zustürzen, mit allen Zeichen des Schreckes. Einer blutete aus einer Schußwunde im rechten Arm, die ihm ein Arzt auf dem Zuge sofort verband. Die Uebrigen erzählten, daß die Kohlengräber ihre ganze Stadt niedergebrannt und jeden Mongolen, den sie erreichen konnten, ermordet hätten.

Der Zug ging nach einer halben Stunde weiter; meine Landsleute aber, bis auf 6, waren nicht zu bewegen, sich mitnehmen zu lassen, weil sie wußten, daß der Zug nach Rock Springs ging und von unserem Schutze dort wenig hofften; ja, sie hatten sogar mich bestürmt, auszusteigen und gleich ihnen in den Bergwäldern Zuflucht zu suchen, worauf ich jedoch nicht einging. Je näher wir Rock Springs kamen, desto häufiger liefen fliehende Chinesen an uns vorbei und gaben uns Warnungszeichen, welche meinen Landsleuten im Zuge eine Todesangst einjagten; aber auch die Uebrigen wurden bestürzt, besonders als sie über Rock Springs, durch das unsere Fahrt gehen mußte, eine dicke Rauchwolke liegen sahen. Der Zug hielt ausnahmsweise nicht an diesem Orte an, sondern fuhr in voller Geschwindigkeit durch. Rechts und links sahen wir brennende Häuser; von Zeit zu Zeit knallte ein Schuß. In wenigen Augenblicken waren wir indeß dem unheimlichen Schauplatze entrückt.

Als wir Rock Springs glücklich hinter uns hatten, löste sich meinen Landsleuten die Zunge. Sie erzählten, sie seien erst vor einer Woche von San Francisco in Diensten eines chinesischen Contractors nach Rock Springs gekommen, und der Krawall sei eines Morgens von Amerikanern in einer Kohlengrube begonnen worden. Was sie über den Verlauf des Gemetzels mittheilen konnten, stimmte genau mit dem überein, was die Zeitungen inzwischen gemeldet haben. Sie selbst hatten sich, sobald das Feuern losging, in das nahe Gehölz geflüchtet, das über der Stadt liegt. Als sie um sich blickten, sahen sie ihre Rassegenossen nach allen Richtungen fliehen und den Pöbel hinter ihnen her, welcher alle Augenblicke ein Opfer zu Boden streckte. Ohne sich zu besinnen, setzten sie ihre Flucht in die Gebirge hinein fort.

Nach der Angabe meiner Landsleute muß ich annehmen, daß mindestens 50 Chinesen bei den Metzeleien in und um Rock Springs erschossen wurden. Außerdem sind einige 20 in den Gebirgen ihren Wunden und dem Hunger erlegen; meine Landsleute halten solche Strapazen nie lange aus. Im Ganzen kann man also annehmen, daß 70 Chinesen durch jene Metzeleien umgekommen sind. Die meisten der Ueberlebenden befinden sich jetzt in Ogden, einer Kohlengräberstadt im östlichen Utah; dort fehlt es ihnen nicht an Hilfe, denn die dortigen Bergwerke werden sämmtlich von Chinesen betrieben.

In den Bergwerken von Rock Springs und Umgegend waren etwa 600 Himmelssöhne beschäftigt, welche je $2 pro Tag erhielten, während vor ihnen die Weißen $4 täglich bekommen hatten.

Liebesflucht mit blutigem Ende.

Die Stadt Atlanta, Ga., war dieser Tage wieder einmal der Schauplatz einer blutigen Tragödie, welche drei Männer dem Tode weihte.

John Maxwell, einer der bekanntesten Bürger Atlantas, hat drei wunderschöne Töchter im Alter von bezüglich 15, 16 und 19 Jahren. Besonders vieler Bewunderer hatte sich die 16jährige Ida zu erfreuen. Zu ihren Anbetern gehörte auch der junge John R. Shelton, der aus guter Familie stammte, aber als sehr leichtsinnig bekannt war. Gerade ihm wandte Ida ihre ganze Gunst zu; der Vater sah das sehr ungern und verbot endlich Shelton das Haus. Es war zu spät! Die Liebenden hielten fort und fort geheime Zusammenkünfte ab und schwuren sich ewige Treue.

Eines Tages wurde dem Bruder Idas, dem Kutschenfabrikanten Matthew Maxwell, mitgetheilt, daß Ida mit Shelton eine Durchbrennerei verabredet habe, welche am hellen Tage, um 2½ Uhr Nachmittags, vor sich gehen solle. Matthew eilte zur betreffenden Stunde nach Hause, erschien vor dem Zimmer seiner Schwester und verlangte Zutritt, der ihm verweigert wurde. Darauf sprengte er die Thüre und fand Ida völlig zur Flucht angekleidet. „Meine Schwester," rief er, „Du wirst doch nicht die Familie durch einen solchen Streich entehren wollen?" — „Ich werde John heirathen," erwiderte Ida mit fester Stimme, „und wenn ich dafür sterben muß; es ist zwecklos, mich daran hindern zu wollen."

Matthew flehte und fluchte, aber vergebens. Wüthend ging er endlich hinaus und schloß Ida ein. Wie erschrack er aber, als er nach zehn Minuten wiederkam und das Zimmer leer fand! Ida hatte das Fenster geöffnet, war auf ein 15 Fuß darunter liegendes Dach und dann nochmals 15 Fuß auf die Erde gesprungen; alsdann war sie in eine Gasse gelaufen, wo ihr Geliebter längst mit einer Kutsche auf sie gewartet hatte und sie schleunigst weiterbeförderte.

Der Vater Idas erhielt alsbald Kunde von der Flucht und gerieth in eine furchtbare Aufregung. Er erfuhr, daß Shelton sich bereits mit seiner Tochter habe trauen lassen, nachdem mehrere Priester sich geweigert hatten, die Ceremonie vorzunehmen, und hörte auch, wohin sich Shelton mit der Braut begeben hatte. Um 6 Uhr Abends machten sich der alte und der junge Maxwell, bis an die Zähne bewaffnet, auf den Weg nach dem Verführer. Sie fanden ihn schon mit einer Axt an der Thürschwelle stehen. „Ich schieße Dich wie einen Hund nieder, wenn Du mir nicht meine Tochter auslieferst," schrie der alte Maxwell. „Wage Dich nicht an mich!" antwortete Shelton, indem er die Axt nach dem Kopfe seines Schwiegervaters durch die Luft sausen ließ. Rasch warf sich Matthew zwischen die Beiden und erhielt den furchtbaren Schlag, der ihn niederstreckte. Shelton ließ nun die Axt fallen, zog seinen Revolver und feuerte auf den alten Maxwell, der gleichzeitig auf ihn feuerte. Schwer verwundet stürzten die Beiden zu Boden. Plötzlich kam Ida herausgerannt, warf sich weinend über ihren Gatten und umschlang ihn zärtlich, während sie ihren Vater und ihren Bruder ruhig in ihrem Blute schwimmen ließ. Ein großer Volkshaufe sammelte sich um die Unglücksstätte; mehrere Aerzte erschienen, deren Kunst sich aber als machtlos erwies. Alle Drei sind dem Tode verfallen. Der junge Maxwell war kürzlich selber der Held einer Liebesflucht.

Der Silberdollars-Umlauf in den Ver. Staaten beziffert sich nach einer Zusammenstellung des Unterschatzamtes in New York auf $37,610,970. Außerdem befinden sich noch für $96,079,296 in Silber-Certificaten in Umlauf.

Verschiedenes.

— Ueber die neuen Häusereinstürze in Köln liegt folgender Bericht vor: Am 20 Aug. Vormittags 10 Uhr stürzten mit weit hörbarem Krachen die Kellergewölbe und ein Theil der gemeinschaftlichen Brandmauer der alten Häuser Nr. 47 und 49 des Kleinen Griechenmarktes ein. Glücklicherweise ist bei dem Unfall kein Menschenleben zu Grunde gegangen, auch hat keine Verletzung stattgefunden. Neben dem letztgenannten Hause wird ein Nebenbau aufgeführt, und, wie es heißt, sollen in Folge des geringen Widerstandes die Fundamente des Hauses Nr. 49 nachgegeben haben. In letzterem Hause hat in vergangener Nacht noch eine alte kranke Person geschlafen, während in Nr. 47 fünf Personen zur selben Zeit verweilten. Schon am Mittwoch hatten die meisten in den Häusern wohnenden Personen ihre Habseligkeiten, soweit angängig, bei Seite geschafft. Sie wurden meist durch menschenfreundliche Nachbarn aufgenommen, diese haben auch nach dem Zusammensturz an Möbeln gerettet, was gerettet werden konnte. Augenblicklich ist die sofort herbeigeeilte Feuerwehr damit beschäftigt, durch Abtragen des Kamins und eines Theiles der Dächer den Unterbau zu entlasten. Die Straße wurde abgesperrt; weitere Gefahr ist nicht vorhanden.

— Die Ermittelungen über die Ursachen der Häusereinstürze in Köln sind nunmehr im Wesentlichen abgeschlossen. Als Ergebniß ist zunächst zu constatiren, daß es sich hier um zwei alte, vor etwa 200 Jahren errichtete Gebäude gehandelt hat. Die Catastrophe ist durch die mangelhafte Beschaffenheit der gemeinschaftlichen Scheidemauer herbeigeführt worden, welche aus schlechtem Material, nämlich aus Tuffsteinen mit ungenügendem Verbande, theilweise aus einem Konglomerat von größeren und kleineren Kieselsteinen und Kalkmörtel hergestellt war und in diesem Konglomerat an einzelnen Stellen Hohlräume zeigte, welche nicht mit Mörtel ausgefüllt waren. Auch wird vermuthet, daß jene Scheidemauer bei den wiederholt stattgehabten Ueberschwemmungen von Feuchtigkeit durchdrungen worden sei und hierdurch noch weiter an Widerstandsfähigkeit verloren habe. An ihrer Südseite war die Mauer — augenscheinlich ebenfalls vor langer Zeit — mit Ziegelsteinen verblendet worden, offenbar, um ihre Schäden zu verdecken. Im Uebrigen war sie fast durchweg mit Tapeten bekleidet, bezw. verputzt, so daß Niemand ihre mangelhafte Beschaffenheit erkennen konnte. Nach der „Nordd. Allg. Ztg." soll bis jetzt weder durch die von der Polizeibehörde, noch auch durch die von der Staatsanwaltschaft bewirkten Erhebungen irgend ein Verschulden, auf welches der Einsturz der Häuser zurückgeführt werden könnte, constatirt worden sein. Die Ermittlungen haben zu eingehenden Erörterungen über die Frage Veranlassung gegeben, durch welche Maßregeln solchen beklagenswerthen Vorkommnissen am wirksamsten vorzubeugen sein wird. Es ist in dieser Hinsicht das Geeignete in die Wege geleitet, und es wird sich im Besonderen auch um eine genaue Bestandsaufnahme der in der Stadt Köln noch vorhandenen alten Gebäude behufs fortgesetzter, amtlicher Beaufsichtigung derselben handeln.

— Aus Lyck wird der „Kr.-Z." erzählt: Vor Kurzem suchte ein Landmann Masurens seinen oberflächlich verhagelten Getreidefeldern, da er gegen Hagelschaden versichert war, dadurch das Aussehen einer Totalverhagelung beizubringen, daß er zwei seiner Leute beauftragte, eine lange Kette über das verhagelte Getreidefeld hinwegzuschleifen. Der alsbald zur Regulirung entsandte Taxator überraschte die fleißige Gesellschaft mitten in dieser Arbeit. Auf seine Frage nach dem Grund dieser eigenartigen Beschäftigung erhielt er die lakonische Antwort: „Wir hageln".

— Die Diebstähle auf den russischen Eisenbahnen mehren sich von Tag zu Tag, so daß allen in Rußland Reisenden in Betreff ihres Handgepäcks und überhaupt alles dessen, was sie mit sich führen, nur die größte Vorsicht anempfohlen werden kann. So wurden auf der Strecke Kursk-Kiew dem Kaufmann Bernhard Oppenheimer aus Neustadt bei Hannover vor Kurzem, während er schlief, 287 Rubel und sein Nationalpaß gestohlen. Ferner wurden dem Landwirth Crome aus Leipzig während der Fahrt von Wolocyska bis Odessa, wahrscheinlich auf der Station Birsula, vor einigen Wochen, ebenfalls während derselbe im Waggon erster Classe schlief, 300 Rubel und 600 Mark in Gold, Paß, Briefschaften, werthvolle Manuscripte 2c. in einem kleinen Handkoffer gestohlen. Für Wiederbeschaffung nur des letzteren hat Herr Crome eine Belohnung von 50 Rbl. ausgesetzt.

— In der australischen Colonie Victoria gewinnen die Temperenzler nach und nach die Oberhand. Die Regierung hat soeben im Abgeordnetenhause zu Melbourne eine Vorlage eingebracht, durch welche die Zahl der Gasthöfe und Schenken zu beschränken sei. Auf je 250 — 1000 Einwohner kommt eine Schenke, und auf je weitere 500 Einwohner eine zweite. Wo dieses Zahlenverhältniß augenblicklich überschritten ist, soll die Methode der "Local option", des Localentscheides, zur Anwendung kommen. Sobald dieses Gesetz angenommen ist, wird die Einführung des Localentscheides überhaupt nur noch eine Frage der Zeit sein. In Verbindung mit diesem wunderlichen Entwurfe steht ein anderer, der an einem geradezu krankhaften Sittlichkeitsgefühl leidet. Er befürwortet die Abschaffung der Schenkmädchen (Barmaid), deren es in der ganzen Colonie ungefähr 346 gibt. Der Staatssecretär, der wahrscheinlich in seiner Jugend seltsame Erfahrungen machte, befürchtet von dem Fortbestehen dieser Schenkmädcheneinrichtung ernsthafte Gefahren, nicht für das Publikum, sondern für die Tugend der Schenkmädchen selbst. Und doch ist es eine Thatsache, daß kein weibliches Wesen in der Welt seine Tugend so zu wahren weiß, wie die englischen Schenkmädchen; denn sie wandeln nicht etwa unter den Gästen herum, wie in Deutschland und Frankreich, sondern sind hinter dem hohen Schenktische ein- und vom Publikum abgeschlossen.

— Die „Deutsche Bauzeitung" bringt eine ausführliche Beschreibung der von. E. Kiebitz in Buckau-Magdeburg zur Patentirung angemeldeten gekrümmten Kegelbahn. Diese Kegelbahn weicht von ihren Vorgängerinnen sehr wesentlich darin ab, daß die Lauffläche für die Kugel von dem Punkte ab, wo die Krümmung beginnt, keine wagerechte Ebene mehr bildet, sondern nach innen geneigt ist. Dadurch wird erzielt, daß die Kugel die Wände der Kegelbahn an den Krümmungen niemals berührt, was bei den früheren gekrümmten Bahnen mit wagerechter Ebene stets der Fall sein mußte, wodurch die Kugel an Kraft bedeutend einbüßte. Bei der Kiebitz'schen Kegelbahn stehen die Kegel links vom Spieler und mit ihm in gleicher Höhe, so daß er die Wirkung besser übersieht. Die Bahn ist ganz aus Holz hergestellt, nimmt bedeutend weniger Raum ein als die geraden, und ist leicht auseinandernehmbar. Die Zuschauer nehmen zwischen den beiden Schenkeln der U-förmigen Bahn Platz.

Die Minne des Referendars.

Doch hat mich kaum des Schicksals Walten
Zum jungen Ref'rendar gemacht,
So hat es auch im Liebergluthen
Die zarte Flamme angefacht
Im ersten Dienstjahr!

Vergebens aber ist mein Werben,
Noch ist die Göttin gänzlich kalt,
Ich könnte ja vor Zeiten sterben,
Und wie viel hab ich denn Gehalt,
Im zweiten Dienstjahr?

Ich laß' vergehen noch ein Jährchen,
Sie wird allmählich etwas warm,
Doch scheint's nicht passend, wenn ein Pärchen
Verlobter wandelt Arm in Arm
Im dritten Dienstjahr.

Die Liebe wächst in Hindernissen,
Gern hätte sie sich mir verlobt,
Erschien's nicht besser, wenn mein Wissen,
Ich als Assessor erst erprobt
Im vierten Dienstjahr.

Bestanden hab' ich mein Examen,
Und Alles hat famos geklappt,
Nur hat die schönste aller Damen
Ein Anderer mir weggeschnappt
Im fünften Dienstjahr!

— Künstlerstolz. — Dame (vor dem Portrait ihres Gatten): „Sehr schön, reizend, ich bin entzückt — aber das Portrait hat einen großen Fehler: Ich finde nicht die geringste Spur von Aehnlichkeit —" — Maler: „Aehnlichkeit, Aehnlichkeit, gnädige Frau, gehen Sie zum Photographen, der macht es Ihnen ähnlich, ich bin, Gott sei Dank, Künstler!"

— Zweifel. Herr (zu einem ihm erst seit einiger Zeit bekannten Backfisch): „Guten Tag, liebes Kind, wie geht's Dir denn?" — Backfisch (für sich): „Jetzt weiß ich nicht, nennt er mich schon „Du", oder nennt er mich noch „Du"."

— Prosaische Auffassung. Junge Dame: Mir haben Sie nie auch das kleinste Lied gedichtet. — Dichter: Ihr Wunsch ist mir Befehl. Soll ich einmal kräftig in die Saiten greifen? — Junge Dame: Wem — mir? Um Gottes Willen, ich bin kitzlich!

— „Mann, bleib' heut' derham, 's giebt e' Gewitter, und ich fercht' mer so!" — „G'rad deswegen geh' ich heut' in's Werthshaus, — ich fercht mer aach!"

— Im Restaurant. Einem Lebemann präsentirt der Kellner bei der table d'hote die Schüssel mit Hühnerbraten, die bereits die Runde passirt hat und natürlicher Weise nichts als Beinstücke zeigt. Der Herr drückt sein Monokel in's Auge und sagt gelassen: Danke schön! Wann i' Beiner schau'n will, geh' i' in's Ballet!

— Wißbegierig. Vater: „Siehst Du, Lieschen, wie die Mücken im Sonnenschein tanzen?" — Lieschen: „Tanzen sie Walzer oder Schottisch, Papa?"

— Keine Gefahr. „Lieber Freund, trink nicht so viel! Der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht!" — „O, wegen des Wassers hat's mit mir keine Gefahr!"

— Unzweifelhaft richtig. „Lieber Mann, wenn ich aber in's Bad gehen soll, habe ich doch noch zu wenig anzuziehn." — „Aber, liebes Kind, im Bade braucht man ja doch nur ein Paar Badehosen."

— Tactir- und Corporalstock. „Vater, warum hat denn der Kapellmeister a Stecken in der Hand?" — „Damit er den Musikanten, wenn sie falsch spielen, auf die Finger klopfen kann!"

— Vor und nach der Badereise. 1. Prinzipal: Herr Liebschütz, wiegen Sie mir meine Frau! Sie geht in's Bad und da will ich wissen, wie viel se wird verlieren! — Commis: 140 Kilo! 2. Prinzipal: Herr Liebschütz, wiegen Sie mir meine Frau! Wie viel wiegt se? — Commis: 139 Kilo! — Prinzipal: ......Grad um's Reisegeld is se leichter worden!

— Der achtzigjährige Ferdinand von Lesseps hat bei Gelegenheit des Frühstücks, welches Pest den Pariser Schriftstellern und Künstlern gab, folgenden Toast gesprochen; „Meine Herren! In einigen Monaten werde ich von Neuem Vaterfreuden erleben. Ist es ein Junge, so soll er zur Erinnerung an diese Reise Rudolf heißen; ist es ein Mädchen, so nenne ich es Gisela. Ich hoffe, es werden Zwillinge kommen." Nun muß noch festgestellt werden: Was geschieht, wenn es zwei Jungen, oder wenn es zwei Mädchen werden? Und wenn Drillinge kommen?

— Der kleine Patriot. In der Garnison N. wird Felddienst geübt. Lieutenant v. A. von der Avantgarde der als „Freund" operirenden Truppenabtheilung hat mit seinen Leuten den Feind aufzusuchen. Unterwegs begegnet ihm der aus der Richtung des „Feindes" kommende siebenjährige Sohn eines ihm bekannten Beamten. Der Lieutenant hält den Knaben an: Sag' mal, mein Junge, hast Du nicht da drüben eine Truppe Soldaten bemerkt? — Knabe: Herr Lieutenant, ich bin kein — Vaterlandsverräther!

— Das heißt Pech. Der Herr Kolbinger ist ein äußerst nervöser Mann und war deshalb schon lange unglücklich, daß ein Schmied und ein Klempner seine Nähe gezogen waren und ihm den Kopf mit ihrem Gehämmer voll machten. Was thut er? Er läßt beide nach einander zu sich kommen und verspricht ihnen je 100 Gulden, wenn sie auszögen. Diese versprechen es, weil es ihnen ohnehin in ihrem Logis nicht recht gefalle und kommen nach einiger Zeit, um ihr Geld zu holen, da sie ihr Versprechen ausgeführt hätten. Voll Freude zählt ihnen Kolbinger das Geld hin und fragt [...] dann, als sie es eingestrichen haben, so nebenbei noch recht freundlich, wo sie denn hingezogen seien. Da lächeln der Schmied und der Klempner pfiffig, und der Letztere sagt: „Wir haben einfach mit einander gewechselt; leben Sie wohl, Herr Kolbinger!"

— In einer Privatgesellschaft sangen zwei Damen ein Duett. Ein Fremder, der wohl besseren Gesang gehört haben mochte, wendete sich an seinen zuhörenden Nachbar mit den Worten: „Singt die weißgekleidete Dame nicht zum Davonlaufen?" — „Ich bitte um Entschuldigung," antwortete dieser, „ich bin hier nicht unbefangen genug, es ist nämlich meine Schwester!" — „Erlauben Sie," sagte der Fremde, sich verlegen räuspernd, „ich wollte sagen, die Blaugekleidete." — „Da haben Sie Recht," versetzte der Andere, „der ich es selbst schon oft gesagt, es ist meine Frau."

— Der „Kreuznacher [...]ral-Anzeiger" enthält folge[...]rat: „14 junge Mädchen aus [...] und dessen Umgebung, die [...]det haben, kein Kißchen o[...] mehr zu tragen, weil sie si[...] verunstalten wollten, bitt[...] sinnten Damen, doch bei[...] beizutreten und die häßlic[...] abzuschaffen. Die Verein[...] einfachen Namen „Hinn[...] werden Beitritts-Anmeldu[...] ser Chiffre unter Diskretio[...] nommen. Auch können [...] Alters beitreten."